Haus Siegfried.

Roman von Schmidt-Weißenfels.

(6. Fortsetzung.)

Vergebens, daß er seine Verlegenheit verbergen wollte. Die großen Augen, mit denen Friedrich ihn betrachtete, vermehrten dieselbe eher.

„Zeit?" klang es verwundert von dessen Lippen. „Warum Zeit?"

„Ich meinte, dies eilt doch nicht so sehr," hörte er darauf.

Mißtrauischer schaute der Onkel auf, als er entgegnete:

„Wenn man so etwas bedacht und für richtig befunden hat, führt man es auch ohne Verzug aus. Was hast Du denn für einen Grund, damit warten zu wollen?"

„Grund? Mein Gott, es braucht doch nicht gleich zu sein!" wehrte Robert in heller Verwirrung; denn Onkel Friedrich nahm etwas von der Miene und dem Tone eines Untersuchungsrichters an. Er witterte nichts Gutes.

„Zu Weihnachten willst Du heirathen," drang er strenger in seinen Schützling. „Nichts kann vernünftiger sein, als seinen neuen Hausstand vorher aus der Frage der Geldmittel zu seinem Unterhalt hinauszurücken. Darum habe ich mich ja jetzt ein paar Tage lang bekümmert. Zahlst Du jetzt ein, so hast Du schon von Neujahr ab Dein verbessertes Einkommen. Warum also nicht diese wichtige Angelegenheit in's Reine bringen?"

Robert zog es das Herz zusammen; er blieb stumm, weil er nicht lügen konnte, und die Wahrheit zu sagen, ihm Furcht erregte.

Onkel Friedrich wurde unruhiger, argwöhnischer, herber.

„Was ist mit Deinem Gelde?" fragte er kurz.

Abermals schwieg der Maler.

„Solltest Du — Robert solltest Du —?"

Der Alte wagte es nicht auszusprechen, was jäh als Verdacht in ihm aufgestiegen war.

Robert faßte sich, schüttelte seine braunen Locken und stieß heraus:

„Es ist mir ja nichts vorzuwerfen. Mein Geld ist da."

„Und Du hast noch Alles?"

„Alles, wie Du mir es gegeben."

„Und zu freier Verfügung, wie es war?"

„Junge," fing Onkel Friedrich sein Stottern ab und legte ihm die Hand schwer auf eine Schulter, „dahinter steckt was! Du, Du hast Geheimnisse vor mir?"

Der Vorwurf, der in einem schmerzlichen Tone erklang, riß Robert aus seiner Verwirrung und Unentschlossenheit. Er fand im Bewußtsein dessen, was er gethan, seine feste Haltung wieder. Es war nicht mehr angebracht, zu schweigen, wozu er sich ja nur veranlaßt gefühlt hatte, um von seiner Seite keine Unruhe und Verdrießlichkeit in Onkel Friedrich's Leben zu tragen. Da derselbe nun aber klaren Wein forderte und überhaupt doch einmal erfahren mußte, was in der Familie vorging, zögerte der junge Mann nicht weiter, ihm seine Geheimnisse mitzutheilen.

Zuerst das von dem Ueberlassen seines Vermögens an Bernhard als Darlehen.

Onkel Friedrich schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als er davon hörte. Seine Cigarre fiel auf den Fußboden.

Dann forschte er weiter und erfuhr von den Geldverlegenheiten der Firma Siegfried und Compagnie. Er glaubte, der Schlag würde ihn darüber rühren. Alle Beruhigungen Robert's wirkten nicht. Er sah schon die stolze Firma fallen und seines Pfleglings Vermögen verloren. Es kam wie Verzweiflung über ihn und er begriff Robert nicht, daß er um sein Geld nicht bangte, sondern ein felsenfestes Vertrauen auf Bernhard's Versicherungen bezeigte.

Schließlich konnte bei dem Reden über Bernhard's Verhältnisse auch von Robert nicht unerwähnt bleiben, wie sein Schwager mit Elise stand und wie diese sich bei dem Versöhnungsversuch, den er als ihr Adoptivbruder unternommen, über ihren Entschluß geäußert hatte. Was über diesen Auftritt von ihm dann seinem Schwager berichtet worden war, hatte diesen ja nur in seiner Auffassung bestärkt, daß es unwiderruflich aus sei mit seiner Ehe und am besten, wenn er Elise ihren Weg gehen lasse.

So wußte der Senior des Hauses Siegfried auf einmal Alles, was in demselben seit den paar Wochen nach der Sommerreise sich ereignet hatte.

Er konnte es gar nicht fassen. Es wirbelte ihm Alles durcheinander aus dem Kopf ins Gemüth und umgekehrt. Elise in Scheidung von ihrem Mann, Bernhard in Gefahr mit dem Geschäft, Robert in seinem Vermögen bedroht und vor der Heirath mit einem Mädchen, das als blutarm sich erwies. Seine Weisheit wußte keinen Rath und keine Hülfe in diesem Unglück, was er ringsum erblickte.

Er selber, der sich so viel darauf zu Gute gethan, die denkbar größte und angenehmste Unabhängigkeit als Bedingung menschlichen Glückes und der Sorgenlosigkeit sich errungen zu haben, sah sich in die widrigsten Verhältnisse getrieben, die ihm von seinen Nächststehenden zugedrängt wurden. Es gab also keine Unabhängigkeit, so lange man überhaupt an anderen Menschen hing. Sein Talisman versagte und er trauerte, wie wenn er sein Leben als verpfuscht erkannt hätte.

Jetzt stand Robert vor ihm als der Ueberlegenere. Der sah nicht so schwarz in die Verhältnisse und setzte damit seinen Mentor in Erstaunen. Er hielt es für kein Unglück, wenn Elise, nachdem sie sich so merkwürdig hartsinnig enthüllt, von ihrem Manne sich scheiden ließ. Er bezweifelte nicht, daß Bernhard sich aus seinen Nöthen wieder befreien werde, nachdem er den verschwenderischen Ausgaben zu Liebe seiner Frau ein Ende gesetzt. Er klagte nicht um sein Geld und hoffte freudig, sich und sein Weib auch nur mit seiner Arbeit als Künstler ernähren zu können.

Onkel Friedrich war erschüttert. Er umarmte seinen Jungen in Rührung und schweigend. Aber in sich sprach er es hinein, daß dieser angenommene Sohn des Hauses in dessen Noth allein und selbstlos gehandelt habe und ihm besser und glücklicher ohne Berechnung erscheinen müsse, als wie er ihn nach seiner Auffassung hatte ausbilden wollen.

XIV.

Was Onkel Friedrich in seine philosophische Ruhe und selbst in die gewohnte Heiterkeit zurückversetzte, war die ihm gegebene Ueberzeugung, daß die Firma Siegfried und Compagnie außer Gefahr sei.

Gleich nach dem überraschend gewesenen Ausgang seines Gesprächs mit Robert war er hinunter ins Geschäft gestiegen und dann lange mit Bernhard Schauß allein in dessen Comptoir geblieben. Nach der ersten Verlegenheit in die Bernhard über diesen Besuch gerieth, als er die Ursache davon erfahren, war es ihm eine Erleichterung seines Gemüths gewesen, sich mit dem Aeltesten des Hauses gründlich über seine Angelegenheiten aussprechen zu können. Er hatte seine Bücher aufgeschlagen und seine Berechnung gezeigt, wie in einigen Monaten alle Zahlungsverbindlichkeiten glatt gelöst sein würden und er von dem ausgegebenen Capital Robert's zurückerstatten könne. Damit war Onkel Friedrich ein Stein vom Herzen gefallen was dieser Fall beunruhigte ihn nicht mehr. Robert erhielt ja sein Vermögen wieder.

Frank und frei hatte der junge Kaufmann auch über Elise sich geäußert, über ihre eigenthümliche Veränderung während der letzten Jahre, ihre sich steigernden und hochmüthiger gewordenen Ansprüche, über den gewaltsamen und wie von ihr vorbereiteten Bruch aus Anlaß der ihr zugemutheten Einschränkungen in den Kosten des Haushalts, und der von ihr begehrten Aushülfe mit ihren Geldmitteln. Bernhard verhehlte hier wieder nicht seinen Verdacht, daß der Baron von Schaal die junge Frau bethört und zu ihrer Wuth auf Scheidung bestimmt haben müsse.

Friedrich konnte dies Letztere nicht glauben. Er so wenig wie Robert hatten in der „Scholastica" irgend etwas in dem Verkehr des Barons mit Elise bemerken können, was einen solchen Verdacht gerechtfertigt hätte. Aber was half da bezweifeln und alles sonstige Reden! Bernhard fand anders keine ausreichende Erklärung für Elise's Umwandlung, und die Entfremdung der beiden Gatten war eine so große geworden, daß an eine Wiedervereinigung gar nicht zu denken war, und Onkel Friedrich am allerwenigsten Lust fühlte, sich in diese ehelichen Verhältnisse zu mischen.

Die Scheidung war unausbleiblich. Elise betrieb sie mit einer nach wie vor erbitterten Energie: ihr Mann setzte ihr keinen Widerstand entgegen und hielt es für das Beste, wenn sie bald als möglich erfolge. Schon waren sie auch über den Sühneversuch des Predigers, wie er vom Gesetze erheischt wurde, hinaus; er war unnützes Bemühen gewesen.

Friedrich nahm grade so wie Robert Partei für Bernhard und gegen seine Frau. Er verdammte deren Handlungsweise auf's Entschiedenste und war empört über das öffentliche Aergerniß, das sie dem Hause Siegfried bereite. Er wollte sie nicht sehen und sprechen, selbst wenn sich dazu Gelegenheit geboten hätte. Aber Elise verlangte offenbar nicht nach Begegnungen mit ihren Familienangehörigen, aus guten Gründen besonders nicht mit Onkel Friedrich, der denn doch eine andere Autorität gegen sie in Anspruch nehmen konnte, als ihr Adoptivbruder. Am unzweideutigsten hatte sie ihre Feindseligkeit gegen diesen an den Tag gelegt, als sie die ihr aus Höflichkeit zugesandte Einladung zur Hochzeit ohne weitere Antwort zurück an ihren Absender geschickt. So stand sie vereinsamt außerhalb der Familie, wie sie es wollte.

Die Hochzeit Robert's war in der That die einzige Sorge, die sich Onkel Friedrich nach dem Gewitter im Hause noch machte. Doch sie war eine ihn vergnügt stimmende und mit Wohlgefallen erhöhte Sorge. Er war mit Rath und auch mit der That dabei, die Wohnung für das Ehepärchen im Anschluß an die Uffizi Robert's, behaglich und geschmackvoll einzurichten und auszustatten. Was Maurer und Tapezirer dabei zu besorgen hatten, überwachte er wie ein Bauherr, und sonst war ihm doch dergleichen Getriebe so zuwider als möglich. Gar manches Stück der Einrichtung kaufte er und schenkte er dem Brautpaar, welches auch nicht das geringste Bedenken trug, dem freigebigen alten Herrn sein Vergnügen zu lassen. Widerspruch hätte ihn verdrossen, und Helene kannte schon lange genug die Eigenheiten des Hagestolzen, um ihnen nicht gerecht zu werden. Wie glücklich war sie, wenn sie mit ihrer Mutter oben im zweiten Stockwerk des Hauses in der Neuen Friedrichsstraße zu Besuch bei Onkel Friedrich gekommen und er in liebenswürdiger Aufmerksamkeit sie durch den mit Kunstsachen angefüllten, mehrere Zimmer durchziehenden Verbindungsweg zwischen seinem Palazzetto Pitti nach den Uffizien führte, wo Robert in seiner Tribuna an der Staffelei stand!

„Das werden unsere gemeinsamen Gesellschaftsräume sein!" sagte er dabei einmal mit freudigen Mienen.

„Ah, Herr Siegfried," entgegnete Frau Kriegsrath Sieberg bescheiden verwehrend, „die jungen Leute werden wohl keine großen Soireen geben!"

„Soireen?" stutzte er. „Nein, aber warum nicht hin und wieder eine kleine, angenehme Abendgesellschaft?"

Helene verstand ihn und lachte.

„Wir werden Alles thun, was Onkel Friedrich wünscht, und nur, wenn er es wünscht," entgegnete sie. „Wir werden ja eigentlich mit ihm zusammen wohnen."

Und dann in Robert's Malerstube, wo dieser seinen Besuch mit Pinsel und Palette in der Hand in Rafaelischer Heiterkeit empfing, vertiefte er sich auf ergötzliche Weise noch mehr in die Rolle eines glücklichen Schwiegervaters. Er rieth zu dieser oder jener weiteren Zimmerausschmückung, zeigte Helene und ihrer Mutter, wie das an die Werkstatt anstoßende Gemach als Wohnstätte der jungen Frau fix und fertig eingerichtet sei, so reizend, wie für ein Prinzeßchen, und geleitete sie in die Küche, die mit den besten Einrichtungen neu versehen worden war. Welch' eine Braut sieht nicht mit Entzücken auf die Räume, in denen sie als Weib eines geliebten Mannes walten soll, und die Liebe und Geschmack traulich gestaltet haben? Und in dankbarer Rührung, still lächelnd mit ihrem feinen, blassen Gesicht, genoß die Mutter das Entzücken ihrer Tochter mit.

Wenn es nach Onkel Friedrich gegangen wäre, so hätte die Hochzeit etwas großartiger gefeiert werden sollen, als wie Robert und seine Braut sich deswegen verständigt. Er schlug ein Mahl im Hotel vor, wenn auch wegen der Trauer, in welcher sich die Siebergs noch um den Kriegsrath befanden, keinen Ball danach. Er übernahm die Kosten des Festes, und zwar so bestimmt in seiner Stellung als vermögliches Oberhaupt der Familie, daß jeder Widerspruch abgeschnitten war. „Es giebt ja nur einmal Hochzeit für junge Leute," sagte er, seiner Absicht die Zustimmung zu erwerben. Aber Robert bestand auch auf möglichst einfacher Ausführung der Festlichkeit und die weiblichen Hauptpersonen dafür nicht minder. So vereinigte man sich denn, ebenfalls auf Friedrich's Vorschlag, nach der Trauung in seinen Wohnräumen zusammen zu kommen und da seine Gastfreundschaft zu genießen. Außer den Nächststehenden wurde Niemand hierzu geladen. Braut und Bräutigam, seine Schwiegermama und sein Onkel, Schwager Bernhard und dessen Mutter, zwei Freundinnen Helene's und zwei Freunde Robert's, die in der Kirche die Ehrenzeugen gewesen — das war die Hochzeitsgesellschaft, die Mittags am zweiten Weihnachtsfeiertage in den Räumen von Friedrich Siegfried's Wohnung sich versammelte.

Er hatte sie würdig der Feier auffordnen lassen — er, der sonst kein Stück auf seinem bestimmten Platz vermissen mochte, und das Speisezimmer war in einen zart duftigen Wintergarten verwandelt worden. Die Gemächer, welche außer dem seine Wohnung umfaßte, sein eigentliches Wohnzimmer und die für Fremde bestimmte, sogenannte Türkenstube — sie war üppig im orientalischen Geschmack ausgestattet — ferner die Gallerie, Alles stand offen und war wohlig durchwärmt. Nach seinen Ideen war das Essen gerichtet worden und seine Köchin hatte alle ihre Kunst und ihren Stolz entfaltet, mit jedem der sich folgenden Gerichte ihres feinschmeckenden Herrn Zufriedenheit und Lob zu verdienen. Man speiste in der That ausgezeichnet und trank von edelsten Weinen dazu, Champagner feinster Marken. Onkel Friedrich war selig und die Gesellschaft froh bewegt bis zum späten Abend.

Es wurde nun viel schöner im alten Hause der Siegfrieds, als sei mit der jungen Frau ein fröhlich belebender Geist in das zweite Stockwerk eingezogen. Nicht, daß Helene geräuschvoll waltete und es in Uebermuth und Vergnügungssinn an Ehrfurcht vor den Laren des Hauses fehlen ließ; aber ihr Zauber war es doch, der Robert an eine ewige Dauer der Flitterwochen glauben ließ, der Onkel Friedrich verjüngte und selbst den gebeugten und sorgenbelasteten Schwager Bernhard oft da oben in der Malerstube und am Tische der jungen Malerfrau eine frohe Stunde finden ließ. Er rückte dieser Häuslichkeit nahe, da er die seinige in einem so unglücklichen Zusammenbruch verloren hatte, und sein kleiner Wolfgang spielte manchen Tag in der Wohnung des Ehepaares, während er unten im Geschäft thätig war. Helene's Schatz an Gemüth, Lebenslust und Tüchtigkeit zeigte sich unerschöpflich; immer war sie neu, reizend und eine Freude für Alle, die in ihren häuslichen Kreis traten.

„Wie man dabei arbeiten kann!" sagte Robert wohl zu Onkel Friedrich, wenn derselbe allein bei ihm war und der Malerei zuschaute. „Was das für ein reiches Weib ist! Nicht wahr?"

Und Onkel Friedrich nickte dazu. Er sah es ja mit seinen Augen, wie ganz anders gegen sonst der Künstler in Robert zur Aeußerung kam; er war Kunstkenner genug, um zu beurtheilen, daß derselbe in seinem neuen Gemälde nichts Mittelmäßiges lieferte. Diese in Farbenpracht und schönen Lichtwirkungen sich auf der Leinwand vollendende Frühlingsfeier auf dem Friedhofe, durfte mit Recht ihren Schöpfer mit künstlerischem Stolz erfüllen.

Es kamen jetzt auch viel mehr Besuche als sonst auf Robert's Malerstube. Die Freunde, welche die Hochzeit mitgemacht hatten, waren seitdem anhänglicher geworden und stiegen oft in die Wohnung des jungen Ehepaars hinauf, wo sie herzlicher Aufnahme gewiß waren, wo sie lachen und scherzen konnten mit dem heiteren Kameraden und in Gesellschaft seiner liebenswürdigen Gattin der Abend genußreich verfloß. Sie staunten über das Talent und die Kraft, welche Robert jetzt an der Staffelei entwickelte, und, was sie sonst nicht gewesen, aufrichtige Bewunderer der Kunst des Freundes, wurden sie mehr und mehr mit der Vollendung seines neuen Gemäldes. Sie brachten andere Kameraden und sie brachten auch Kunstfreunde ins Haus, um über dies Bild schon vor dessen Ausstellung zu urtheilen, was den Wünschen Roberts durchaus entsprach; denn er wollte seine Arbeit gut und schnell verkaufen und hoffte auch auf diesen Erfolg.

Dies Leben und Treiben da drüben gefiel Onkel Friedrich außerordentlich. Er ging so gern hinüber, um sich in dem Sonnenschein der jungen, glücklichen Ehe zu laben, oder um an der lauten Anerkennung der Besucher für seines Jungen Arbeit an der geistig rührigen Unterhaltung, die dabei oft in der Malerstube stattfand, sich weidlich zu ergötzen. Schmeichelte es ihm doch auch, was Robert mit Freude und beglückendem Erwarten erfüllte, und nicht zum wenigsten, das seine eigenen Kunstsammlungen jetzt häufig in Augenschein genommen wurden und ihre Lobpreisung erhielten.

Denn die Zimmer, wo er seine Schätze barg, standen offen, und wohin er sonst nur selten einen Fremden geführt, kamen etliche von Robert's Besuchern nun fast täglich.

Er hatte auch die Geldangelegenheiten, die ihm vorher so viel Kopfzerbrechen verursacht, gänzlich vergessen. Es fehlte ja dem jungen Hausstand an nichts; Bernhard bezahlte seine schuldigen Zinsen pünktlich dahin und das Geld machte Robert überhaupt keine Sorgen. Er brauchte wenig und sein Weibchen wirthschaftete vortrefflich. Sie gaben oft sogar allerliebste kleine Gesellschaften, ohne Aufwand aber, einfach bei Thee und kaltem Fleischaufschnitt. Onkel Friedrich, immer geladen, immer gern gesehen, stellte sich mit Behagen dazu ein: allemal, daß er dann ein paar Flaschen guten Weines unterm Arm mit hinüber nahm, zum Zuspitzen nachher, wie er sagte, oder eine Flasche von seinem köstlichen Punschextract.

Und kehrte er dann zu seiner Schlafenszeit mit der angezündeten Kerze in der Hand durch seine kleine Gallerie in seinen Pitti-Palazzo zurück, so lächelte er noch im Nachgefühl des wieder angenehm verbrachten Abends.

Ja, der hatte Recht. Sein hübsches Weib war auch eine reiche Frau, und sie hatte ihm doch gar kein Vermögen an Geld zugeführt. So war denn Geld, diese Art Vermögen, nicht so nothwendig zum Lebensglück, wie er, der Weise, immer gedacht. Und sie waren doch glücklich, die jungen Leute. Er gestand sich's mit inniger Befriedigung. Freilich, auch bei Bernhard und Elise hatte es anfangs, ein paar Jahre lang, so ausgesehen, als wären sie so glücklich wie nur möglich, und wie traurig war die Veränderung nun erfolgt! Konnte mit Robert und Helene nicht auch eine ähnliche Wandlung stattfinden? Bürgte etwas dafür, daß ihr Himmel immer wolkenleer bliebe, ihre Flitterwochen nicht wie bei Anderen ebenfalls ihr Ende fänden?

Aber es ging dem Alten doch nicht in den Sinn, daß es so kommen würde. Eine Saite klang ihm im Innern an, deren zarten, wohlthuenden Ton er noch nicht gekannt zu haben meinte. Elise und Helene — welch' ein Unterschied! Und dann, Elise und Bernhard heiratheten sich, ohne sich recht des Näheren gekannt zu haben im Fühlen und Denken. Das ist ja zumeist beim Heirathen der Fall. Man rechnet auf ein Ineinanderleben und auf ein Ausgleichen der Gegensätze während der Ehe, und hofft das Beste. Zwiespälte, die schon da sind, werden überbrückt und übergoldet, und damit beruhigt man sich.

Kein Wunder dann, wenn der Zwiespalt sich erweitert und die goldene Brücke darüber auseinanderkracht, wie bei Schauß und Elise. Robert dagegen und Helene, das waren verwandte Naturen, die sich in der Kindheit schon gefunden und in einander gelebt. Sie kannten sich in ihrem Innersten und es änderte daher auch nichts in ihrem Verhältniß, als die äußeren Glücksumstände sich bei Helene wandelten. Sie waren geistig schon längst verheirathet, eine Enttäuschung des Einen über den Anderen war unmöglich. Ihre Liebe war erprobt und echt, und die Liebe bildete die Grundlage ihres Glücks.

Er dachte dies Alles, indem er in der Sophaecke saß, das Licht vor sich, halb hinträumend.

Die Liebe war doch am Ende eine festere Grundlage des Lebensglückes, als der gesichertste Besitz von Geld und Gut. Seine Philosophie hatte doch wohl einen Fehler im Aufbau. Der Junge, der Robert, gab ihm zu rathen auf deswegen. Der führte sich sein Glück selber auf, aus Eigenem, mit dem, was er in sich trug und erkannt hatte. Das Geld war ihm nicht Alles, aber die Liebe.

Wie die feine Saite wieder in dem Alten erklang! Wie er lauschte! Er schloß die Augen. Längst versunkene Erinnerungen stiegen in ihm auf. Eine holde Mädchengestalt leuchtete ihm entgegen. Ach, ja! Er hatte sie einst gekannt, vor dreißig Jahren wohl. Er hatte sie geliebt. Da er sie nicht zum Weibe erhalten konnte, hatte er gar nicht geheirathet. Ach! Was taucht sie jetzt wieder auf? Warum? Ist Liebe Glück, so verlorene Liebe verlorenes Glück...... Junggeselle, Hagestolz...... ein halber Mensch nur! Ohne Liebe!

Es war schon Schlummer, in dem er weiter träumte mit feuchten Augen.

XV.

Frühling wollte es werden. In Busch und Hecken regte sich das Leben und trieb grüne, schwellende Knospen. Märzsonne färbte den Rasen grün. In den Gärten vor den Villen am Thiergarten zeigte sich Flora in ihrer lieblichen Kleidung, in der sie nach der Winterverhüllung ins Freie getreten war. Veilchen dufteten und Hyazinthen, und prangende Tulpenblüthen leuchteten auf dem smaragdenen Sammetteppich.

So wohlgepflegt war auch der kleine Vorgarten der Villa Schauß, die Elise jetzt allein bewohnte.

Zu Neujahr hatte zwischen ihr und Bernhard noch einmal ein Gespräch stattgefunden, ein letztes, kurzes, kaltes. Sie hatte ihm erklärt, daß sie im Hause verbleiben und hier ihren luxuriösen Neigungen auf ihre eigenen Kosten weiter leben werde, bis zu dem Tage, an dem sie auch rechtlich nicht mehr seine Frau sei. Er seinerseits hatte verlangt, daß sie das Kind bei ihm lasse, wofür er ihren Gründen zur Scheidung keinerlei Einwand entgegenstellen würde; auch sollte sie sich nach ihrem mütterlichen Bedürfniß den kleinen Wolfgang zu Besuch auf einige Stunden des Tages holen lassen können.

Dann hatte er ihr das Feld geräumt, weil er es nicht länger ertrug, mit ihr noch unter einem Dach zu wohnen und Zeuge eines hochmüthigen Treibens sein zu müssen. Er war zu seiner Mutter mit seinem Sohn gegangen und hatte nun dort sein Heim. Elise hatte seither noch kein Bedürfniß bezeigt, sich von daher ihr Kind zum Wiedersehen holen zu lassen.

Sie war in der persönlichen Zwanglosigkeit sichtlich sehr zufrieden und die Umgestaltung ihrer Lebensverhältnisse gewährte ihr offenbar eine hohe Befriedigung. Nichts von einer Bitterkeit war zu merken darüber, in ihrer Ehe, aus welchen Ursachen immer, unglücklich geworden zu sein. Statt Enttäuschung zu empfinden, strahlte sie in Hoffnung, daß die letzte äußere Fessel, die ihre Verheirathung bildete, demnächst fallen würde. Bald sollte es sein; der entscheidende Termin stand bevor und das Urtheil des Gerichts war vorauszusehen. Sie wurde als schuldiger Theil erkannt, aber sie wurde doch geschieden, und das war die Hauptsache.

Schöner als je erschien sie. Das Gelangweilte, Unbefriedigte, Mißmuthige, was ihren Zügen unvortheilhafte Schärfe und ihrem leuchtenden Antlitz Schatten verliehen hatte, war verschwunden und ein fröhliches Erwarten, wie bei einer glücklichen Braut, an dessen Stelle getreten. Es sprach aus der Heiterkeit ihrer Mienen; selbst in den stahlkalten Augen blitzte es jetzt wie eingesprengtes Diamantenfeuer. Elastischer war ihr Gang, graciöser ihr Bewegen, und in der goldblonden Fluth ihrer Haare, die über ihren Nacken floß, rief sie bei ihrer Jugend das Bild einer Loreley auf, einer verführerischen und verführungslustigen Sirene.

In einer besonderen Erregung lebte sie seit ein paar Tagen; man hätte sogar meinen können, es habe sich in den freudigen Charakter derselben mit jedem Tage mehr etwas Unruhe und Ungeduld gemischt, die sie nur schwer überwinden konnte.

Sie ging über den smyrnaer Teppich ihres Zimmers viel auf und ab in hastigen Schritten; sie endigte jeden dieser Umläufe mit einem Stillstehen am Fenster und schaute von hier über den Rasen und die Blumenbeete des Vorgartens sehnsüchtig nach der Straße hinüber, nach dem Gitterthor, durch welches Jeder schreiten mußte, der sich dem Hause nahen wollte.

Sie sah nichts, was diese fieberhafte Begier stillte. Es kam Niemand.

Auf dem Tische vor dem Polstersessel am Fenster lag eine Menge geöffneter Briefe durcheinander. Man sah auf den feinen Bogen Papier prächtig ausgeführte Buchstabenverschlingungen in der linken Ecke, wappenartig, in Gold und Purpur, und die mit einer eleganten Schrift bedeckten Seiten. Immer wieder griff ihre kleine, weiße Hand da hinein, nahm einen der Briefe vor Augen, las ihn in stillem Entzücken, und ihr suchender Blick flog dabei von den Schriftzeilen durch die Scheiben nach der Gartenpforte, ob sich denn noch Niemand dort zeige, die Person nicht komme, welche sie in so wachsender Erregung erwarten mußte.

Das Stubenmädchen trat ein und fragte, ob die gnädige Frau — so ließ sie sich seit der Entfernung ihres Mannes aus dem Hause von ihrer Dienerschaft nennen — auszufahren belieben werde.

Es war Nachmittag, die Zeit, zu der sie gewöhnlich ihren Wagen bestellte, um eine Spazierfahrt zu machen. Das Wetter war angenehm, die Luft lau, frühlingsmäßig, der Himmel freundlich, die Straße trocken. Alles lud heute besonders zur Ausfahrt ein.

Aber sie sagte Nein; sie wollte zu Hause bleiben.

Und wieder ging sie in der Stille ihres reizend ausgestatteten Gemaches auf und nieder; wieder hielt sie vor dem Fenster an und blickte lange, kopfschüttelnd, schon verstimmter, traurig fast, hinaus. Wieder nahm sie von den Briefen den und dann jenen zur Hand, warf sich in den Sessel, las die beschriebenen Seiten unter einer neu sich vollziehenden Verklärung ihrer Züge, wie wenn der Mond aus Wolken tritt; ließ das eine Auge in blitzenden Strahlen nach dem Garten hinaus schweifen, um dann enttäuscht aufzuspringen, mit einem leisen Seufzer den Brief hinzulegen und den Gang über den Teppich wieder aufzunehmen.

Diese Briefe da — wie theuer, wie wichtig mußten sie ihr sein! Wie viel Antworten gewiß auf so viele Fragen, die sie gestellt hatte! Stundenlang an manchem Tag hatte sie innerhalb der letzten Monate Briefe geschrieben, die sie stets selber auf die Post getragen, oder auf ihrem Ausgang in den Briefkasten geworfen.

Es wurde schon spät, Dämmerung trat ein im Zimmer. Wieder also wohl ein Tag vergeblichen Wartens, wieder eine stundenlange Aufregung, die mit der kommenden Nacht sich ermattet niederlegte, um anderen Morgens abermals begehrlich nach erhoffter Befriedigung sich zu erheben.

Sinnend schaute sie durch die Scheiben. Ihre prächtige Büste wogte unter der Fluth und Ebbe ihrer Empfindungen auf und nieder; ihre Wangen waren geröthet, ihre Hände drückten sich nervös gegen einander. Unwillkürlich stampfte sie mehrmals mit ihrem Fuß auf den Boden, so daß die mattgrüne Seide ihres Rockes, den echte Spitzen auf dunklen Atlasstreifen zierten, knisterte und rauschte.

Da flammte es in ihren Augen, ihre Gestalt schnellte auf durch ein freudiges Zucken; es bebte auf ihren schmalen, rothen, geschwungenen Lippen wie ein „Gott sei Dank, endlich!"

Der Briefbote war in den Garten getreten. Er zog die Klingel an der Hausthür.

Sie hätte selbst ihm entgegeneilen mögen, um ihm den ersehnten Brief abzunehmen; aber sie bezwang sich, es konnte ja nur Secunden noch währen, ehe der Brief ihr zugetragen wurde. Heftig klopfte ihr Herz, so daß sie ihre Hand dagegen drückte; ihre Augen zitterten und es trieb sie mächtig, gegen die Thür zu laufen, wo das Stubenmädchen erscheinen mußte. Eine Ewigkeit dünkten ihr die Secunden, die sie da gleich einer Horcherin verbrachte.

Endlich, endlich öffnete sich die Thür und die Dienerin überreichte auf einer silbernen Platte im Stil der Renaissance, ihrer schnell wieder in's Zimmer zurückgeschrittenen Herrin, den Brief.

Beim verlangenden Blick darauf fühlte sie sich schmerzlich enttäuscht. Ihr Mienenspiel verrieth es, daß sie einen anderen Brief als diesen lange ersehnt und jetzt sicher erwartet hatte. Dieser besaß nicht die Form, nicht das Aussehen, die ihr so gut bekannt und die Zeichen froher Meldung waren. Dieser breite Brief groberen Papiers überraschte sie nach der ersten Enttäuschung; denn sie sah es ihm an, daß er eine gerichtliche oder eine behördliche Zustellung war.

Und das Mädchen reichte ihr auch sogleich noch einen gedruckten Schein zur Unterschrift, wie es der Briefbote begehrt hatte.

Elise stutzte nochmals; dann nahm sie den Schein, ging an ihren Schreibtisch und schrieb ihren Namen darunter. Sie gab ihn der Dienerin, welche damit das Zimmer verließ, und ergriff danach mit einer gewissen Ruhe und Gelassenheit das Schreiben.

Vom Gericht, wie sie vermuthet. Jedenfalls in ihrer Scheidungsangelegenheit. Die Vorladung zum Termin, die sie ja auch so sehr ersehnt hatte. Immerhin also eine angenehme Botschaft, war sie auch nicht die viel ungeduldiger erwartete und deren Ausbleiben ihr räthselhaft wurde.

Gemächlich und mit ihren Gedanken mehr mit diesem räthselhaften Ausbleiben beschäftigt, als mit der Botschaft in ihrer Hand, öffnete sie dieselbe. Fast zerstreut glitt ihr Blick über die wenigen gedruckten Zeilen des Formulars. Es kannte sie ja nichts weiter davon interessiren, als die Angabe des Tages, an dem der Termin zur Entscheidung über ihre Ehetrennung stattfinden sollte.

Vormittags 10 Uhr; das fiel ihr deshalb zunächst als eingefügte Handschrift in den Blick, und sie murmelte verdrossen darüber, so früh schon auf's Gericht kommen zu müssen.

Und der Tag?

Sie machte plötzlich sehr große Augen.

„Mittwoch, den 20. März!" las sie jetzt und sprach sie zugleich erstaunt. „Ja, das wäre ja morgen bereits. Unglaublich! Eine Vorladung von heute auf morgen — welche Rücksichtslosigkeit!"

Nun sah sie näher hin und las wirklich das Formular. Schrecken, Staunen, Entsetzen drückten sich in ihren Zügen aus und verzerrten ihre Schönheit. Sie traute ihren Augen nicht, sprang auf von dem Sitz an ihren Schreibtisch und stürzte mit der Zustellung zum Fenster. Hier las sie noch einmal beim matten Schimmer des Tageslichts. Sie fühlte sich an die Stirn, ob sie bei gesunden Sinnen sei, und konnte noch immer nicht fassen, was ihr da gemeldet wurde.

Kurz und in Amtssprache ward sie zum nächsten Morgen 10 Uhr zur Vernehmung als Zeugin vorgeladen, vom Untersuchungsrichter.

Was hatte ein Untersuchungsrichter mit ihr zu thun? Das war also eine Criminalgeschichte, in die sie gezogen wurde, ohne es sich irgendwie erklaren zu können. Sie und eine Criminalsache — wie war dies zusammen zu reimen? Als Zeugin? Für was? Gegen wen? Sie zerbrach sich den Kopf darüber. Und die Drohung dazu, daß sie zwangsweise vorgeführt werden würde, wenn sie nicht pünktlich erscheine! solche Sprache gegen eine feine, reiche, in Berlin angesessene Dame! Zu einem so widerwärtigen Gang gezwungen zu sein, ohne sich einen Grund dafür denken zu können und ohne daß ein Grund in der Vorladung nur angedeutet gewesen wäre! Morgen zudem, wo sie ihn wieder erwartete, worauf sie heute, worauf sie gestern und vorgestern schon geharrt, und weil vergeblich, so morgen desto zuversichtlicher auf Erfüllung. Sie wagte nicht das Haus zu verlassen, um den ihr angekündigten Besuch sich gar nicht entgehen zu lassen, keine Minute durch ihre Schuld diese Begegnung zu verzögern. Sie lebte deswegen seit ein paar Tagen wie eine Gefangene und stand von früh bis Abend zum Empfang bereit. Und sollte sie morgen Vormittag nicht zu Hause sein, stundenlang vielleicht in den häßlichen Räumen des Gerichts am Molkenmarkt, von denen sie ja schon öfter gehört, bleiben müssen — m ü s s e n, bei Gewärtigung einer Abholung durch einen Polizeibeamten! Als Zeugin Rede stehen vor einem schrecklichen Untersuchungsrichter, sie wußte nicht, über was, während vielleicht, ja ganz gewiß zu Hause die Person eintraf, die mit leidenschaftlichem Ungestüm von ihr ersehnt und erwartet wurde!

Es war, um rasend zu werden. Ohnmächtig sah sie sich dieser Widerwärtigkeit gegenüber. Für sich allein nur konnte sie darüber ihren Zorn auslassen und dann auch wieder einer Beängstigung vor dem unheimlich Geheimnißvollen dieser Vorladung in einer Criminalsache verfallen. Niemanden hatte sie zum Fragen, zum Beruhigen, zum Aussprechen ihrer marternden Empfindungen; Niemanden. Sie war so allein, jetzt fühlte sie es und es schauderte sie in ihrer Vereinsammung. Sie erschrak, als das Mädchen mit der Lampe hereinkam.

„Wünscht die gnädige Frau den Thee?"

Sie bezwang sich.

„Ja, bringen Sie das Abendessen, ich will gleich danach zu Bett gehen."

XVI.

Robert's fertiges Bild war seit einigen Wochen schon im Saale des Kunstvereins ausgestellt und hatte alle die Hoffnungen erfüllt, welche er daran geknüpft. Als ein Künstler, der sich seines Berufes bewußt geworden, ohne Hochmuth, sondern in strebendem Eifer, hatte er das Gemälde geschaffen und dem öffentlichen Urtheil übergeben; einstimmig war das Lob, welches er dafür erntete. Das ergreifende Landschaftsbild, so ausnehmend stimmungsvoll gedacht und wiedergegeben, wurde ein lockender Reiz für das berliner kunstliebende Publicum und die Kritik rühmte es laut in ihren überzeugendsten Stimmen. Robert Siegfried war auf einmal ein Name von hellem Klang in der Kunstwelt und erregte allgemeinere Aufmerksamkeit für die zukünftigen Leistungen, die sich damit verbinden würden. Kauflustige Liebhaber gab es verschiedene für sein Bild. Er brauchte nur darunter zu wählen, und nun hatte er endlich gewählt.

Der Kunsthändler, welcher den Kauf für Robert am vortheilhaftesten vermittelt, hatte ihm am Morgen den Preis dafür ins Haus gebracht. Sechstausend Mark in blanken Zwanzigmarkstücken waren vor ihm auf den Tisch im Atelier hingezahlt worden. Sie standen da in zwölf glänzenden Säulchen, und kaum, daß der Zahler das Zimmer verlassen, als er große Freuden- und Jubelfeier dabei anhub.

Der Glückliche holte sein junges Weibchen herbei von ihren wirthschaftlichen Beschäftigungen, das Häubchen auf dem Kopf, die Schürze vorgebunden, die Aermel des kleidsamen Hausrocks etwas aufgestreift. Er zeigte ihr das Gold und sie lachten es so herzinniglich an, so beredtsam ohne Worte, und küßten sich, als gehöre solche Siegelung noch auf den Pact, der da mit dem Golde ausgedrückt wurde. Sie nahmen eine Rolle nach der anderen in die Hand und wogen sie und weideten ihre leuchtenden Augen daran, als hätten sie ihr Lebtag solchen Mammons Gewicht und Zauber noch nicht gekannt. Tausend Mark solch' Säulchen — zweitausend, dreitausend, vier-, fünf-, sechs-, tausend! zählten sie, Einer um den Anderen, indem sie diese Goldrollen wieder aufbauten.

Dann, in heller Siegeslust stürmten sie hinüber zu Onkel Friedrich und holten ihn im Schlafrock und Pantoffeln, noch sein Pfeifchen mit türkischem Tabak, wie er es zum Morgenkaffee rauchte, im Munde. Er mußte all' dies Gold sehen, er mußte sich an der stürmisch werdenden Freude des lieblichen Frauchens mit dem kindlichen Gesicht laben, und die Ausgelassenheiten Robert's dazu steckten ihn an. Er wurde sehr aufgeräumt und machte Scherze über Scherze und schließlich tanzte er, der kahlköpfige Alte, zu Liebe der übermüthigen Jugend, mit ihr um das goldene Kalb.

Mitten in diesem wunderlichen, und doch als Aeußerung dreier hochbewegter Herzen so rührenden Preis- und Dankopferdienst für den ersten, hoffnungshell strahlenden Ruhm des Künsters, brachte das Dienstmädchen Robert's die Karte eines draußen harrenden Besuchers.

„Professor Dettinger!" rief der Maler überrascht aus, als er einen Blick auf die Karte geworfen, und reichte sie dem Onkel.

„Na," entfuhr diesem die berliner Redensart, „nun brat' mir Einer 'nen Storch! Kommt der wirklich nach dem schrecklichen Berlin aus seinem schönen Schwabenlande!"

Natürlich ließ man ihn bitten, einzutreten; Helene aber machte sich eiligst aus dem Zimmer.

Der Professor kam in feierlich schwarzem Anzuge, einen funkelnagelneuen Cylinderhut in der Hand, seinen flachsfarbigen, mit Grau gemischten Bart um Mund und Kinn höchst sauber gestriegelt.

„Grüß Gott! Grüß Gott in Berlin!" bewillkommneten ihn nach süddeutscher Weise die beiden Siegfrieds, in denen die ausgelassene Laune noch arbeitete, und reichten ihm lächelnd die Hände.

„Ja, ich bin!" antwortete Dettinger, den dieser herzliche Empfang sogleich von aller Befangenheit und ernsten Zurückhaltung befreite. „Leibhaftig in diesem Berlin, in der Heimath von Mutta und Vata!"

„Warten Sie nur!" drohte Friedrich schelmisch. „Fangen Sie schon wieder an?"

„Sie sollen doch Mutta und Vata noch ehren lernen!" stimmte Robert ein. „Wie lange werden Sie denn hier bleiben, Herr Professa Dettinga?"

„Wer weiß!" brach er den Spott freundlich ab. „Ich habe in höherem Auftrage die Reise höchst unerwartet machen müssen, um über die Funde aus Olympia Bericht zu erstatten. Man will wo möglich Abdrücke vom Wichtigsten. Das dachte ich nicht am Achensee, so bald nach Berlin zu kommen, kommen zu müssen."

„Und seit wann sind Sie denn hier?"

„Seit gestern."

„Seit gestern erst? Ja, dann haben Sie auch von Berlin noch gar nichts gesehen, und die Frage ist überflüssig, wie es Ihnen gefällt."

„Ah, es imponirt mir doch, was ich bisher gesehen."

„Imponirt!" neckte Onkel Friedrich. „Einen stattlichen Eindruck machen, wäre zu lang, um es deutsch auszudrücken. Das ist auch eine Ursache dieser verwünschten Fremdwörterei, daß die Deutschen eine Sucht haben, im Ausdruck zu kürzen und daher mit fremden Wörtern oder tollen Wortzusammenstellungen um sich werfen, weil man sich dabei hinzudenken muß, was sie eigentlich richtig sagen wollen. Na, Professorle, darum keine Feindschaft nicht!"

„Rächen Sie sich nur, Herr Siegfried. Ich bin darauf gefaßt und Ihr Eifer gefällt mir, Sie wissen es ja."

„Wo wohnen Sie denn?" fragte Robert traulich.

„Im Centralhotel. Oder," setzte er sofort wieder kriegslustig hinzu, „dafür sollte man wohl sagen: Hauptgasthof, Gasthof in der Mitte Berlins? Was, Herr Siegfried?"

„Das ist ein Name," erwiderte dieser, „und den muß man schon gelten lassen, wie er gegeben wird, sonst versteht man sich nicht. Also Centralhotel! Entzückt bin ich von dem Namen aber keineswegs; man hätte ja einen deutschen wählen können, wie für den Kaiserhof. Hotel muß es freilich immer sein; Gasthof ist einem deutschen Wirth zu gemein. O, diese deutschen Gastwirthe! — ich hasse sie! Das sind die widerwärtigsten Deutschverderber und Verächter ihres Volksthums und seiner guten Sprache, französische Eitelkeitsfritzen bemitleidenswerther Art. Bougies für Kerzen, service für Trinkgeld, weil sie auf französisch meinen, keinen gemeinen Bettel zu treiben bei ihren Gästen, die ihre Speisekarten, dieses dunkelhafte Koch- und einfältig aufgeputzte Kellnerfranzösisch! Schämen müßten sich diese Leute; auslachen müßte jeder Deutsche, der sich achtet, ihre lächerlichen menus, fricandeaux a la Marengo, Kalbskopf en tortue, wohinter sie den Unwissenden doch nur ihre Kochlügen verbergen, ihre boeufs braises, ihre glaces und fruits, desserts, und wie all' dies Zeug deutschen Leuten im deutschen Reiche vorgesetzt wird, als seien sie nicht werth, für ihr Geld in Gerichten nach ihrer heimischen Benennung gefüttert zu werden. Na," schloß er diesen beinahe ernst ärgerlichen Ausbruch, „es ist ein trauriges Geschlecht, und wenn ich Einen aus der Berührung damit bringen kann, so ist mir dies ein Hochgenuß. Ja, alter, lieber Freund und Reisegefährte, deswegen seien Sie so gut und lassen Ihren Koffer hierher bringen und wohnen Sie bei mir."

Der Professor erschrak fast.

„Nein, nein," stieß er hervor. „Ich danke Ihnen sehr, von Herzen; aber das kann ich nicht annehmen, Herr Siegfried."

„Warum denn nicht?" fragte dieser jetzt.

„Machen Sie doch keine Umstände," rief Robert. „Hier sollen Sie gut aufgehoben sein."

(Fortsetzung folgt.)

Schmutz ist Gold.

In unserem nordwestlichsten Staate liegt gegenwärtig ein Deutscher der angenehmen Beschäftigung der Ausbeutung einer Goldmine ob, die wahrscheinlich ihres Gleichen nicht in der Welt hat. Vor Jahren hatte an der Straße nach Umatilla, Oregon, der heutigen Indianer-Agentur, ein Yankee eine Kneipe errichtet, in welcher die Goldsucher, die Bummler, die Räuber und sonstige Biedermänner aus der weiten Umgegend ihre guten Tage zu verleben und ihren Goldstaub in Schnaps anzulegen pflegten, der damals weder von Onkel Sam noch von dessen Gliedern mit Steuern belästigt wurde. Tag und Nacht ging es hoch her in dem Blockhause, bis die Goldwäschereien an den dortigen Flüssen und Flüßchen sich nicht mehr lohnten. Der Yankee zog sich als ein gemachter Mann nach dem Osten zurück und das Geld, das er als Schnapswirth verdient hatte, machte ihn bald zum hervorragenden Politiker. Ein Deutscher ließ sich später auf dem Platze nieder, verwandelte das fruchtbare Land in brotspendende Gefilde und benutzte die alte Kneipe als Scheuer. Die alte Bude verfiel und der Farmer benutzte schließlich die Balken als Brennholz. Als er kürzlich mit dem Abreißen des Schanktisches beschäftigt war, glitzerte es ihm aus dem Boden goldig entgegen. Er grub und wusch die Erde aus und gewinnt seit jenem Tage täglich Goldstaub im Werthe von durchschnittlich $50. Das edle Metall ist, während es in vergangenen Jahren in Fusel umgesetzt und zu diesem Zwecke verwogen wurde, von dem Schanktische gefallen und durch die Fugen des bretternen Fußbodens gelangend, tiefer und tiefer in die Erde eingesunken. Die eigenthümliche Mine hat ihrem Besitzer bisher über $1,000 eingetragen, wird aber vermuthlich bald erschöpft sein. Wir haben es immer gesagt: eine Schnapskneipe ist eine wahre Goldgrube.

Ein sparsamer Mann.

Der verhaßteste Mensch in dem Städtchen Ansonia und in jenem ganzen Theile von Connecticut ist der Irländer John Maher, besser bekannt unter dem Namen: „Der schlaflose John". Dieser Kerl arbeitet für einen Tagelohn von $1.50 täglich 13 Stunden in einer Fabrik. Von den verbleibenden 11 Stunden arbeitet er sieben auf den Bauplätzen, die er sich erworben hat und hat seit zwanzig Jahren nie eine Minute länger als vier Stunden täglich, oft aber noch weniger geschlafen. Jene Bauplätze hat er, da sie aus felsigem und unebenem Terrain bestanden, billig gekauft, mit eigener Hand mittels Sprengungen geebnet und eigenhändig drei sogenannte Doppelhäuser auf ihnen errichtet, die ihm ansehnliche Miethsbeträge einbringen. Jetzt ist er mit der Errichtung des vierten Hauses beschäftigt. Während der kinderlose Mann in dieser Weise allerdings vorwärts kommt, stört er seine Nachbarn durch sein Pochen und Hämmern und häufige Sprengungen in ihrer Nachtruhe, nährt er sich von den dürftigsten Nahrungsmitteln; er würde im Stande sein, einem Verschmachtenden die letzte Brotrinde zu entreißen, um solche selbst zu verzehren. Der Kerl ist 40 Jahre alt, sieht aber aus wie ein Sechziger, ist auf Haut und Knochen zusammengeschrumpft, spricht nie ein Wort, kommt aber vorwärts.

Seiner Frau hat er in einem seiner Häuser einen kleinen Laden zum Verkaufe von allerhand Waaren eingerichtet; er ist klug genug, nicht allzu schlechte Waaren zu liefern, die Frau, ein abgehärmtes, kleines, schwächliches Weib, ist aber nur dadurch im Stande, wenigstens einige Geschäfte zu machen, daß sie den Laden offen hält, lange bevor die anderen Geschäfte im Städtchen eröffnet, und lange, nachdem solche geschlossen sind. Kürzlich hatte er in der Nähe des Geschäfts einen Brunnen gegraben, war in einer Tiefe von 70 Fuß auf Wasser gekommen und hatte den Brunnen ausgemauert. Da platzte ein vor dem Hause stehendes Faß Kerosin, der Inhalt lief in's Wasser, und der schlaflose John füllt zur Zeit den Brunnen wieder auf. Eine mehr berechtigte Schadenfreude kann es nicht geben, als diejenige, welche das ganze Städtchen erfüllt.

Tabak.

Das statistische Bureau des Ackerbaudepartements verbindet mit seiner, von uns bereits besprochenen Mittheilung, daß die heurige Tabakernte die reichste und werthvollste sein werde, welche jemals erzielt worden ist, einige interessante Angaben über den Stand des Tabakbaues und der Tabakindustrie in unserm Lande. Die mit Tabak bestellte Fläche ist in den letzten Jahren bedeutend vergrößert worden. Kentucky ist noch immer der eigentliche Tabakstaat, doch das südliche Ohio kommt demselben, was Menge und Güte seines Erzeugnisses betrifft, jetzt sehr nahe. Auf seinen Hügeln gedeihen die besten Sorten, die das ganze Land überhaupt hervorbringt. Im südlichen Indiana und Illinois erweist sich der Anbau der Pflanze Jean Nicot's ebenfalls als sehr vortheilhaft, während Virginien, West-Virginien, Nord-Carolina, Maryland und Connecticut längst als Tabakstaaten bekannt sind.

Das Jahr 1864 brachte eine gute Tabakernte; der Ertrag derselben belief sich auf 197,000,000 Pfund, heuer werden wir 600 bis 700 Millionen Pfund oder dreimal so viel bauen, als vor 20 Jahren. 1864 waren 239,826 Acker, heuer nahezu 700,000 mit Tabak bestellt, der Geldwerth der Ernte von 1864 betrug $30,000,000, denjenigen der heurigen müssen wir auf ungefähr $50,000,000 schätzen. Der letzteren Annahme liegt die im Interesse der Besteuerung gemachte Abschätzung zu Grunde und erstere ist in Folge dessen ganz bedeutend zu niedrig. Von dem Ertrage von rund 650 Millionen Pfund werden 230 bis 240 Millionen Pfund ausgeführt werden, so daß über 400 Millionen Pfund für den einheimischen Verbrauch übrig bleiben. Hierzu kommt eingeführter Tabak im Werthe von $12,000,000, von dem eine Steuer von $8,000,000 zu entrichten ist.

Von dem hier erbauten und verbrauchten Tabak werden 300,000,000 Pfund in Kau-, Rauch- und Schnupftabak verwandelt. Die Zahl der Fabriken, in denen dies geschieht, beträgt ungefähr 1,000. Dagegen haben wir über 16,000 Cigarrenfabriken, von denen auf New York und Pennsylvanien über je 4,000 und auf Illinois gegen 1,500 kommen; in keinem anderen Staate erreicht die Zahl dieser Fabriken 1,000. Dieselben haben im letzten Fisjaljahre 3,000,000,000 Cigarren 750,000,000 Cigaretten hergestellt und hierzu 75,000,000 Pfd. Tabak verarbeitet. An Kau- u. Schnupftabak wurden in derselben Zeit 200,000,000 Pfund fabrizirt, doch wurden hierzu außer Tabak über 12,000,000 Lakritze, Syrup, Rosinenauszug, Salze und aromatische Stoffe verwendet.

Unsere Tabakausfuhr, die zwischen 2 und 3 Millionen Pfund schwankt, geht nach Belgien, Frankreich, Deutschland, England, Italien, den Niederlanden und Spanien und Deutschland ist unter diesen Ländern unser bester Kunde. Der hier eingeführte Tabak kommt fast ausschließlich von Cuba. Im letzten Fiscaljahre hat die Binnensteuer auf Tabak $26 000,000, der Einfuhrzoll auf solchen nahezu $10,000,000 eingebracht.

Ein „Voudoo Doctor."

Dieser Tage wurde in Washington ein sogenannter Voudoo Doctor, ein farbiger Zauberer, Namens Joseph Carroll, wegen grober Beschwindelung einer farbigen Frau verhaftet. Diese Kerle treiben ihr Unwesen noch immer ziemlich ungescheut, und es gelingt selten, dieselben zur Verantwortung zu ziehen und überführen zu können. Die abergläubische Scheu der Farbigen vor ihnen und ihren übernatürlichen Kräften ist noch immer, namentlich unter den älteren Personen und unter den Frauen so groß, daß sie alles vermeiden, was ihnen den Haß der Schwindler zuziehen könnte. Die „Zauberer" machen mit Vorliebe das platte Land zum Schauplatze ihrer Thätigkeit. Eine Angströhre auf dem Kopfe, einen Büchsenranzen über den Schultern wandern sie von Ort zu Ort. Kommen sie auf der Landstraße an Feldern vorüber, auf denen Farbige arbeiten, oder begegnen sie in den Gassen der Dörfer und Städte farbigen Frauen, so bleiben sie stehen, fuchteln mit dem Stocke in eigenthümlicher Weise in der Luft herum, blicken starr in's Weite und murmeln vor sich hin, als ob sie sich mit unsichtbaren Personen unterhielten.

Ist es ihnen gelungen, die Aufmerksamkeit der Leute zu erregen, so stellen sie sich als den berühmten Zauberdoctor So oder So vor und kramen alsbald ihre Heil- und Wundermittel aus. Dieselben bestehen in den Finger- und Zehennägeln von Leichen, in Wurzeln und Kräutern, in eigenthümlich geformten Stücken Messing und Eisen, kleinen Päckchen, die in bunte Baumwollstoffe gewickelt sind, Flocken Wolle, Haaren und ähnlichem Schnickschnack und werden als zuverlässige Heilmittel gegen die verschiedensten Leiden angepriesen.

Carroll's Specialität besteht aus einem Universalmittel gegen Rheumatismus, einer Abkochung von Sassafras, welche er in kleinen Fläschchen, das Stück zu $1.50, verkaufte. Für einen Besuch der Kranken berechnete er nie unter $5.00 und für das „Besprechen der Krankheit" $10.00. Nebenbei beschäftigen sich diese Kerle auch mit Wahrsagen, doch genießen sie auf diesem Gebiete weniger Zutrauen als die alten Weiber.

Verschiedenes.

— Ueber den Unglücksfall in Kanton Graubünden schreibt man aus Tarasp: Die in Schuls wohnenden Kurgäste, welche die Taraspser Quellen benutzen, werden von den dortigen Hotelbesitzern jeden Morgen zu dem 2.6 Kilometer entfernten Kurhaus Tarasp geführt. Dieser ziemlich bedeutende Personalverkehr wird auf der Poststraße neben anderen ein- und zweispännigen Wagen, namentlich auch von einem eigenartig gebauten dreiräderigen Omnibus (hier „Tramway" genannt) vermittelt. Derselbe, für die schmale Straße wohl zu breit gebaut, bietet Raum für 14 Personen. Bei seiner ersten Fahrt, am 29. August, war der Omnibus mit 5 Personen besetzt, auf dem hohen Bock neben dem Kutscher saß ein Knabe, der den Kondukteurdienst versah. Ganz nahe der Haltstelle oberhalb des Kurhauses war gestern Abends einem Schulser Metzger sein Fleischwagen zerbrochen. In unverantwortlicher Nachlässigkeit ließ derselbe den zerbrochenen Wagen an der Bergseite der Straße einfach liegen. Beim ungewohnten Anblick dieses Wagens scheuten die Omnibuspferde und drückten nach der „Inn"-Seite der Straße an die hölzerne Barriere. Diese, an morschen Stützen befestigt, gab nach, die Pferde stürzten über die Mauer und rissen den Wagen mit sich in die Tiefe. Der Knabe neben dem Kutscher flog in weitem Bogen die steile Halde herunter. Er hat beide Beine gebrochen. Beim ersten Aufprall des schweren Omnibus ging dessen Decke in Stücke, und vier- bis fünfmal überschlagend, stürzte er in den Inn. Die Insassen wurden zum Glück während dieses Sturzes aus dem zerschellenden Fuhrwerk herausgeschleudert und blieben am jähen Abhang, der an dieser Stelle mit niederem Gebüsch bewachsen ist, liegen. Sie wurden alle namentlich durch die Glassplitter der Scheiben mehr oder weniger verletzt. Bedenklich erscheint der Zustand zweier Engländer. Ein deutscher Regierungsrath und ein Gutsbesitzer aus Meran sind mit leichteren Schürfungen im Gesichte davongekommen, ebenso der Nationalrath Sonderegger.

— Aus London, 23. August, wird über eine schauerliche Entdeckung geschrieben: Fast keine Woche vergeht, daß nicht bei einem Polizeihofe der Metropole von betrübten Eltern Anzeige von dem Verschwinden ihrer Kinder, meistens Mädchen, gemacht wird. Zuweilen werden sie wiedergefunden, oft aber läßt sich keine Spur von den Verschwundenen entdecken. Welches Loos oft diese unseligen Kinder erwartet, zeigt eine schauerliche Entdeckung, die im Garten eines Hauses in der Clarendon Road in Maida-Vale gemacht wurde. In dieser einsamen Straße begab sich das Dienstmädchen Morgens zur Hausthüre und erblickte im Garten ein großes Packet, von dem Ecken unter dem Gesträuche hervorragten. Als man es öffnete, fand sich darin die Leiche eines augenscheinlich 11 Jahre alten Mädchens in halb verwestem Zustande. Man brachte den Körper auf's nächste Polizeiamt und die ärztliche Untersuchung ergab, daß das Kind erst geschändet und dann ermordet worden war. Der Körper war ganz nackt, die Kniee auf die Brust hinaufgedrückt und der Kopf ebenfalls herabgepreßt, um so wenig Raum als möglich einzunehmen. Es ist wohl unnöthig, zu sagen, daß die Polizei noch durchaus keine Anhaltspunkte besitzt, um den Thätern auf die Spur zu kommen.

— Ein ganzes Jahr unschuldig im Gefängniß zugebracht, hat der Bergarbeiter David Hugo aus Bruch bei Recklinghausen. Am 2. Juli 1883 wurde derselbe wegen Theilnahme an einer Schlägerei, bei der ein Mensch zu Tode gekommen war, und wegen fahrlässiger Tödtung zu 2½ Jahren Gefängniß verurtheilt. Zu Ostern 1883 war in Bruch zwischen zwei sich feindlich gesinnten Familien ein Streit entstanden, in dessen Verlaufe der Bergmann Knoblauch einen Steinwurf empfing, der binnen wenigen Stunden den Tod des Getroffenen zur Folge hatte. Das Gericht nahm damals an, David Hugo habe den verhängnißvollen Wurf gethan. Durch viele Bemühungen war es dem Verurtheilten gelungen, Wiederaufnahme des Verfahrens durchzusetzen. In der kürzlichen Verhandlung, zu welcher 31 Zeugen geladen waren, gelangte der Gerichtshof zur Ueberzeugung, daß David Hugo den Wurf nicht gethan habe, vielmehr gewann es den Anschein, daß der Bruder des Angeklagten, Johann, der Werfer gewesen ist. Derselbe verweigerte seine Aussage; mehrere Zeugen bekundeten, daß Johann Hugo nach der Verletzung des Knoblauch gesagt: „Wenn der Kerl stirbt, geht es mir schlecht." David Hugo wurde von der Anklage der fahrlässigen Tödtung freigesprochen und nur wegen Theilnahme an einer Schlägerei zu zwei Monaten Gefängniß verurtheilt.

— Aus Bremen, 31. August, wird geschrieben: Der Senat hat die Bürgerschaft nun ersucht, ihn zur Stellung des Antrags auf Eintritt Bremens in's Zollgebiet zu ermächtigen. Er bedauert, daß der zukünftige Freibezirk nicht unter dem staatsrechtlichen Schutze einer Verfassungsvorschrift stehe, daß hier im Freibezirk die Export-Industrie nicht zugelassen sei, daß der Freibezirk sich nicht auf eine schon entsprechend bebautes Stück am linken Weser-Ufer erstrecke, und daß man vom Reich keinen festen runden Kostenbeitrag erlangt. Aber mit den Freibezirken hier und in Bremerhaven, dem unbehinderten Durchgang des Schiffsverkehrs bis hierher, der Ueberlassung der Zollverwaltung an Bremen und der zugestandenen Revision der Zollregulative, verzagt er doch nicht an der Möglichkeit, Bremen's Handel auf seiner Höhe zu erhalten, und erkennt an, daß manche gewerbliche Thätigkeitszweige durch den Anschluß gewinnen werden. Das hiesige zollfreie Gebiet umfaßt 87 Hektare und ist damit an sich geräumig genug. Mit 24 Millionen Mark, als der Grenze, bis zu welcher das Reich die Hälfte der Kosten übernehmen will, denkt man nach den vorläufigen Projekt-Skizzen und Anschlägen der Techniker zu reichen. Den gleichen Standpunkt, wie hier der Senat, wird unser Abgeordneter im Reichstag einnehmen und vertheidigen.

— Nach einer Zusammenstellung der Pariser Zeitungen drucken republikanische Blätter 1,193,500 Exemplare, anti-republikanische Blätter 339,000 Exemplare. Bemerkenswerth ist, daß von den 1,193,500 Exemplaren der republikanischen Blätter auf das „Petit Journal" allein etwa 600,000, also mehr als die Hälfte, entfallen. Diese tägliche Auflage des kleinen, schlecht gedruckten Pariser Blättchens dürfte die höchste von allen Zeitungen der Welt sein.

— Eine äußerst kuriose Entdeckung wurde jüngst in der Kirche in dem Dörflein Stourmouth bei Wingham in der Grafschaft Kent gemacht. Es wurde nöthig, nach dem Ableben des Pfarrers das Gebäude zu renoviren, und beim Abtragen des Kanzeldaches entdeckte man, daß dieses einen Bienenstock enthielt. Die Kirchenbeamten wußten, daß Bienen seit Langem ihr Nest in der Kanzel hatten, doch hatten sie keine Ahnung von der Ausdehnung der Kolonie. Der verstorbene Geistliche, ein Mr. Drake, der viele Jahre lang die Pfründe besaß, war ein sehr kurioser Kauz gewesen. Als ihm die Anwesenheit eines Bienenschwarms in der Kirche gemeldet wurde, verbot er strengstens, die Heiligkeit ihres Asyls zu stören, obschon an heißen Tagen der Honig auf sein Haupt tröpfelte und seinen Worten Salbung verlieh. Nach seinem Tod jedoch machte die Reparatur der Kirche die Entfernung der Kanzel nothwendig, und die Bienen wurden zu Tode geräuchert. Der vorgefundene Honig wog beinahe zwei Centner, während die todten Thierchen zwei Fässer füllten.

— In Oberungarn ist ein deutscher Tourist verunglückt. Ein Student aus Schweidnitz in Preußen, Herr G. A., erstieg vom Csorber See aus in Begleitung eines Führers die Meeraugspitze, entließ diesen, als er oben angelangt war und sich die Richtung des Abstieges gegen den Fischsee hatte zeigen lassen, und machte sich dann ganz allein daran, von den auf dieser Stelle steilen Wänden der Meeraugspitze herabzusteigen. Wie dies der Führer, der die großen damit verbundenen Gefahren wohl kennen mußte, hätte voraussehen sollen, mißlang jedoch dieses tollkühne Unternehmen. Der junge Mann glitt auf einem Schneefelde aus und stürzte, bis er endlich in der Nähe des Meerauges beim großen Fischsee liegen blieb, bedeckt mit Quetschungen, Wunden und dergleichen, so daß er sich nur unter unsäglichen Qualen vermittelst der Elbogen ein Weniges aufzurichten und fortzuschleppen vermochte. In dieser entsetzlichen Lage verblieb er, den scheinbar sicheren Hungertod vor Augen, durch zwei Tage und drei Nächte, lebte von einem Stückchen Brod und etwas Schnee, bis er endlich zufällig aufgefunden und nach Kesmark transportirt wurde. Nachts will er die Stimme eines anderen verunglückten Touristen, welcher das Schicksal seiner durch seinen Tod zu Waisen werdenden Kinder bejammerte, gehört haben, doch blieben alle Nachforschungen nach diesem erfolglos. Der schuldtragende Führer, Stephan Fajth, wurde in Untersuchung gezogen.

— „Seit einigen Tagen," berichtet man aus Lemberg vom 27. August, „ist unsere Stadt der Schauplatz eines sonderbaren und entschieden polizeiwidrigen Sports. Vor Kurzem wurde nämlich von unbekannten Thätern im Rachen eines der vor dem Gebäude unserer Polizei-Direction befindlichen steinernen Löwen Schießpulver zur Explosion gebracht, welcher Vorfall anfänglich zu den übertriebensten Gerüchten Anlaß gab. Wenige Tage darauf fanden Postbedienstete in einem Briefkasten Reste einer Anzahl verbrannter Briefe, wobei constatirt wurde, daß eine Schießpulverpatrone in den Briefkasten hineingeworfen und zum Explodiren gebracht worden war. Gestern endlich explodirte um halb 11 Uhr Nachts auf offener Straße in der Nähe der Stadt-Promenade, zum nicht geringen Schrecken der Vorübergehenden, eine größere Pulverpatrone, welche von unbekannter Hand mit angezündeter Lunte auf die Straße geworfen wurde."

— Eine Soldatenschinderei, welche leider von bedauerlicher Folge begleitet ist, hat in Manheim die Gemüther der weitesten Kreise erregt. Eine Anzahl der hier aus dem Manöver zurückgebliebenen Mannschaften des hiesigen Infanterieregiments wurde am 29. August durch einen Gefreiten der 7. Kompagnie auf dem Exerzierplatz bei der Kaserne in landesüblicher Weise gedrillt. Dabei erhielt ein Soldat von dem Gefreiten einen Fußtritt in den Rücken, worauf er, offenbar schwer verletzt, sofort zusammenbrach. An dem auf dem Boden liegenden Menschen setzte nun der Gefreite seine Handgreiflichkeiten noch fort, und diese Rohheiten erregten den Zorn der zuschauenden Bürger. Während ein herbeigerufener Offizier die Verbringung des Verletzten nach dem Militärspital veranlaßte, wandte sich die Wuth der angesammelten Menge gegen den Soldatenpeiniger, welcher nur mit knapper Noth einem Akt der Lynchjustiz entgehen konnte.

— Am 29. August wurde in München der folgende raffinirte Betrug ausgeführt: Ein Fremder, elegant gekleidet, mit vornehmen Allüren, kaufte in einem Bankgeschäft für 18,000 Mark Papiere und bat, dieselben in seine Wohnung, Heßstraße 25, zu senden. Der Bankbote fand den Fremden zu Hause, welcher die Papiere controlirte, in eine im Zimmer befindliche Kommode legte, dieselbe verschloß und mit den Worten: der Cassenbote werde das Geld gleich erhalten, in das Nebenzimmer ging. Von hier aus verschwand er und, während der Bankbote wartete, verkaufte der Fremde die Papiere in anderen Bankhäusern, um mit der Baarschaft zu verschwinden. Die Rückwand der Kommode hatte eine Oeffnung, in der Mauer zeigte sich ein Loch, und so war der Diebstahl ausgeführt. Auf die Ergreifung des Diebes, welcher sich Architekt Victor Rudorff aus Prag nannte, sind 2000 Mark Belohnung ausgesetzt.